

Heinrich Zschokke ergötzt sich an einem wunderbaren Echo auf der Bründlenalp

Autor(en): **Hefti-Gysi, Mathias**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): **35 (1961)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559055>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HEINRICH ZSCHOKKE
ERGÖTZT SICH
AN EINEM WUNDERBAREN ECHO
AUF DER BRÜNDLENALP

Im Glanze eines hellen, sonnenreichen Hochsommertages fuhr in den frühen Vormittagsstunden des 2. Juli 1803 ein größeres Schiff aus der Luzerner Bucht alpenwärts. Beinahe lautlos glitt es an dem vornehmen, reizvoll am Rande eines weiten, sanft ansteigenden Wiesenplanes errichteten Herrschaftshause, dem «Tribschen», vorbei. Der See und das idyllische Ufergelände atmeten die behagliche Ruhe der zeitigen Morgenstunde. Noch war da und dort, soweit wenigstens die Schatten der Bäume oder des hügeligen Geländes reichten, der Morgentau auf den Gräsern und Blumen. Die schimmernde Wasserfläche lag regungslos. Der Tag schien heiß zu werden. Im frühen Lichte leuchtete der Spiegel dieses klassischen Sees in duftigzarten, pastellfarbenen Tönen. Der Silberglanz der weiten Wasserfläche vermischte sich unmerklich mit den blaugrünen, leicht wechselnden Farbnuancen einsamer Buchten.

Im vorderen Teile des Schiffes saß ein gutgekleideter Herr mit klugen und energischen Gesichtszügen. Seine Haltung und die Art des Gebarens verrieten die Kraft und die Unternehmungslust aufblühenden Mannesalters. Es war Heinrich Zschokke aus Aarau, der eben von der aargauischen Regierung zum kantonalen Oberforst- und Bergrat ernannt, nunmehr in stiller, gemächlicher Fahrt den inneren Ländern und dem Gebirge entgegenfuhr. Er trug sich mit der Absicht, die Vegetation in den Alpen gleich an Ort und Stelle selbst kennenzulernen. Die nur langsam vonstatten gehende Reise, die Feierlichkeit und Größe der fortwährend wechselnden Szenerien, welche sich vor ihm eröffneten, machten ihn glücklich und zufrieden. Halb ungewollt, durch die

Bilder bekannter Berglandschaften jedoch unwillkürlich hervorgerufen, kamen ihm aber auch Erinnerungen an die Zeit vor vier Jahren, da er als helvetischer Regierungskommissär die gleiche Wasserstraße gezogen. Noch immer erregten ihn die entwichenen Tage und bewegten ihn die damaligen Ereignisse seltsam und nachhaltig. Trauer und Mitleid, dann aber auch Freude und eine große Genugtuung vermischten sich eigenartig und verwirrend. In unverwischter Deutlichkeit standen dem nachdenklich gewordenen Mann die Worte des Manifestes, das er unter dem 6. September 1799 an die Bürger der Distrikte Schwyz, Altdorf, Einsiedeln und Urseren im Kanton Waldstätten im Auftrage der Helvetischen Regierung gerichtet, vor seiner Seele. Am harten und bitteren Schicksal, das die Innerschweizer Bevölkerung durch die Franzoseneinfälle getroffen, nahm er warmherzigen Anteil. Er hatte darum auch aus eigenem, tiefem Mitgefühl schreiben können:

«Liebe Brüder und Mitbürger! Ich bin durch euer Land gereißt, aber mein Herz blutete beim Anblick so vielen Jammers. Ich sah, wohin ich sah, verwüstete Felder und Wiesen, geplünderte Dörfer und klagende Menschen – Armuth und Elend überall, und der Winter vor der Thür!»

So sehr er mitlitt, das Elend und die Verzweiflung der inner-schweizerischen Bezirke ihn jammerte und bedrückte, konnte er die irregeleitete Bevölkerung dennoch nicht von jeglicher Mitschuld freisprechen. In den Schlußsätzen seines damaligen Aufrufes hatte er darum gemahnt:

«Helfet igt, wo ihr könnet, daß der Krieg wieder aus der Schweiz verdrängt werde; denn sobald die Kaiserlichen über den Rhein sind, haben wir auch die Franken aus dem Lande und nicht mehr nöthig. Wollte Gott, wir hätten dies schon längst gethan!»

Lange und unverwandt blickte der gegenwartentrückte, in sich versunkene Schiffspassagier zu dem mächtigen Gebirgsstock des Pilatus hinauf. Immer und immer wieder betrachtete er mit großer Bewegtheit, aber auch in lebendiger, dankbarer Erinnerung die wild zerspaltene und durcheinandergerüttelte Gipfelregion. Dann glitten die Blicke über die Felshänge abwärts und über die

ausgedehnten, kräftiggrünen Wälder, die saftiggrünen Wiesen und Weiden, welche das ganze ausgedehnte Gebirgsmassiv in reichem Wechsel umkleiden. Es überfiel ihn eine große Sehnsucht nach deren Höhen; denn oben am Pilatus hatte er, wie er später mehrmals beteuerte, während der unglückseligen Zeit, da er als Regierungsbeauftragter in Unterwalden wirkte, einige der schönsten Tage seines Lebens genossen!

In der Zeitschrift «Isis» berichtete er sechs Jahre später, also 1805, über diese Bergreise. Gerne verweilte Heinrich Zschokke dabei in dem Genusse der Schilderung eines ausnehmend schönen, ja geradezu zauberhaften Echos auf der Bründlenalp.

Zschokke war im Jahre 1799 mit einigen Reisegefährten über Kriens nach dem kleinen Dörfchen Hergiswald (= Herigers Wald) hinaufgestiegen, das schon in früher Zeit als Sommerfrische und Wallfahrtsort bekannt und beliebt war (fälschlicherweise nennt Zschokke es Herrgottswald). Der Weg führt durch ein breit ausladendes, hügeliges Gelände. Den Untergrund bilden Sandstein, Nagelfluhmassen, weiter oben schieferige Flyschgesteine. Die letztere Gesteinsart verwittert ihrer großen Weichheit wegen leicht und wird an der Oberfläche rasch zerstört. Gewöhnlich bildet sie weder Bergrücken noch Gräte und Gipfel, dafür aber Vertiefungen, Gesenke und Täler. Der Boden ist darum, wo solches Gestein den Untergrund bildet, meist flachwellig. In diesen Niederungen sammelt sich Wasser und wird in großen Mengen aufgesogen. Solche Flyschzonen sind am Pilatus die nie versiegenden Wasserbehälter des in der Gipfelregion von Urgewalten mächtig zerbrochenen und durcheinandergestellten Gebirges.

Der Weg nach Hergiswald und weiter ins Eigental hinauf führt an blumenreichen, schwellenden Wiesen vorbei. Mit ihnen wechseln behagliche und romantische Waldbilder. Da und dort eilt ein frisches Bergwasser durch eines der vielen kleinen, meist schmalen Tälchen, welche den Gebirgsfuß durchziehen. Rauschend, plaudernd und gurgelnd fallen und stürzen sie der Tiefe zu.

Die Zugänge zum eigentlichen Pilatusgebiet waren damals, sie sind es zum Teil noch heute, «ziemlich rauh, von Tannenwäldern

oder Nebenbergen oder Felsen umzogen, des wechselnden Blickes in die tieferen Talgegenden beraubt, oft jäh und schlüpfrig. In den höchsten Alpen wird die Aussicht über die Reiche der untern Welt nicht nach jeder Seite hin freigelassen, sondern von nebenaufragenden Felshörnern, Steinklippen und Bergwäldern ver-rammelt».

Hat man die Höhe gewonnen, auf der heute das ansehnlich große Kurhaus steht, die Einheimischen nennen dieses Plateau Füchsühel, öffnet sich der Blick auf das hübsche, mit kräftigen Weiden bedeckte Eigental, dessen richtiger Name wohl Auental lauten sollte. An zahlreichen Stellen ist der Boden noch sumpfig, die beidseitigen Talhänge sind mit Wald bekleidet, Obstbäume gedeihen nicht mehr. Das von den Luzernern häufig besuchte Tal nimmt seinen Anfang im Quellgebiet des Rümli, wendet sich zuerst ostwärts, biegt dann aber nach Norden um und macht schließlich noch einmal einen Bogen gegen die Abendseite hin und damit dem Schwarzenbergischen zu. Wir sind dadurch, um mit dem Erforscher der geologischen Verhältnisse des Pilatusgebietes, Franz Josef Kaufmann, zu reden, «zwischen den lachenden, frohen Gefilden des Hügellandes und den lichten, zauberisch ergreifenden Höhen der oberen Alpen» angelangt.

Den nämlichen Weg, den wir bis dahin durchwanderten, muß schon im Jahre 1518 der bekannte St.-Galler Arzt und Humanist Vadian, begleitet von dem Luzerner Schulherrn Oswald Myconius, gegangen sein. Siebenunddreißig Jahre später zog der berühmte Zürcher Gelehrte Konrad Geßner auf dem gleichen Pfade bergwärts. Er wollte die damals berühmten Pilatusseen auf der Oberalp aufsuchen und von dort aus aufs Mittagüpfli (oder den Gnepfstein) steigen, welches als der Hauptgipfel des umfangreichen und weit ausgedehnten Gebirgsstockes galt.

Vom Kurhaus aus genießt man einen prachtvollen Ausblick auf die großartig sich präsentierende Nordseite des gewaltigen Gebirgsmassives, wobei besonders die hellen Kalksteinwände des Widderfeldes, welche beinahe senkrecht abstürzen, ins Auge fallen.

Um nach Bründlen hinaufzusteigen, muß man gleich hinter der Rotstockalphütte nach links abschwanken. Bald überschreitet

man auf einer roh gezimmerten Holzbrücke den Rümli, kommt an einer kleinen Wegerhütte vorbei und erreicht in steilem Anstieg durch dichten, steinfallbedrohten Wald bei 1304 Metern Höhe ein weißliches Felsenband, das lange Band geheißen. Zur Rechten stürzt in einer tiefen Felsenkluft der Oberalpbach mit rauschendem Getöse ins Tal hinunter. Der schmale Fußweg führt aber sichern Fußes über Quarzsandsteinfelsen und grasige Abhänge zur Bründlenalp hinauf.

Diese Alp stand einst bei den Sennen in großer Gunst, denn sie nährt ein kräftiges Alpengras. Sie ist reich an erfrischenden Quellen, von Steinschlag und niederstürzenden Felstrümmern allerdings stark gefährdet. Diese ehemals fruchtbare Alpweide wird heutigentags nicht mehr mit Vieh «bestoßen». Sie verwildert zusehends, denn es ist niemand mehr da, welcher sie säubert und pflegt. Die ganze, einst schöne Alpweide geht unaufhaltsam ihrem Untergang entgegen. Kleine und große Felsblöcke liegen regellos über die ehemalige Weidefläche verstreut. Alpenerlen und Fichten in großer Zahl wachsen auf dem nunmehr wieder dem Walten der Natur zurückgegebenen Berggebiet. Aus den Schutthalden der Alpweide stammen vermutlich die großen «Münzensteine» (Nummuliten), welche schon im 18. Jahrhundert zu den Eigentümlichkeiten des Berges gezählt wurden.

Von der ehemaligen *Sennhütte*, in welcher Zschokke und seine Reisebegleiter übernachteten, ist nicht mehr viel zu sehen (Bild 2). Sie stand auf einem ziemlich ebenen Geländevorsprung, der vom Steinschlag weniger gefährdet ist als die übrigen Teile der weit hingezogenen Alp zu Füßen der steilen Bründlenfluh. Heute ist das einfache Bauwerk völlig zerfallen. Nur armselige Gesteinstrümmer weisen noch auf den Ort, wo sie sich einst erhob. Dafür gedeihen in ihrem ganzen nähern Bereiche massenhaft Brennesseln, für den Kenner ein untrügliches Zeichen ehemaliger überreicher Düngung. Viele nasse Stellen auf der nun einsam gewordenen Weide verraten sich schon von weitem durch die rosafarbenen Blütenschäfte des Schlangenknoters, die sich da und dort truppweise erheben.

Über die verlassene, auch schon weitgehend aus dem Gedächtnis der Menschen entschwundene Bergflur gaukeln und segeln in leichtem, schwankendem Fluge und in auffallend großer Zahl die herrlichen Tagpfauenaugen (*Vanessa Io L.*), die frisch und farbenfreudig erscheinen, als kämen sie eben aus der Schöpferhand.

Hinter der Alpe erhebt sich eine ungeheure Felsenwand aus weißgrauem Schrättkalk. Sie ist von mehr als 300 Meter Höhe und wird *Bründlenfluh* genannt. Sie türmt sich in einem einzigen Schwunge senkrecht hinauf bis zu dem erhabenen Scheitel des Widderfeldes, das sich in schwindelnder Höhe mit dem azurnen Blau eines lichtüberfluteten Sommertages zu vermählen scheint. (Bild 1).

Im Munde der Sennen war diese Bründlenfluh als die Erweckerin eines eigentümlich schönen, ja zauberhaften Echos gelobt und gerühmt. Daß diese Lobpreisung zu Recht bestand, durfte Heinrich Zschokke an einem sanft verglimmenden Abend in dem für unser Vaterland verhängnisvollen Jahre 1799 erfahren.

Noch ist der *Felsblock* zu erkennen, auf welchem er sich nach einem einfachen, aber stärkenden Mahle mit seinen Reisegegnossen (Bild 3) lagerte. In der sternklaren Nacht lauschte die kleine Gesellschaft ergriffen, ja tief beglückt, dem Gesange eines Älplers, der durch seine ungewöhnlich schöne und hohe Stimme in den unersteigbaren Felswänden der Bründlenfluh, des Gemsmättlis und des Tomlishorns, ein beinahe magisch wirkendes Echo zu wecken wußte.

Zschokke hat in der Schilderung dieser Alpenreise und des Echo-Erlebnisses einige Jahre später eine so begeisterte und mitreißende Darstellung gegeben, daß es sich wohl lohnen dürfte, dieselbe in die Gegenwart zurückzurufen. Er schrieb damals:

«Ich werde nie der Nacht vergessen, als wir beim Verglimmen der Abendröte und beim Funkeln der hellen Sterne von den Hügeln (vermutlich jenen beim Hörnli oder der Oberalp) heimkehrten, beladen mit unsern Pflanzen, zur einsamen Sennhütte.

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als ich noch einmal, von dem jungen Älpler begleitet (den die Reisegesellschaft zur größeren Bequemlichkeit von Hergiswald heraufgenommen

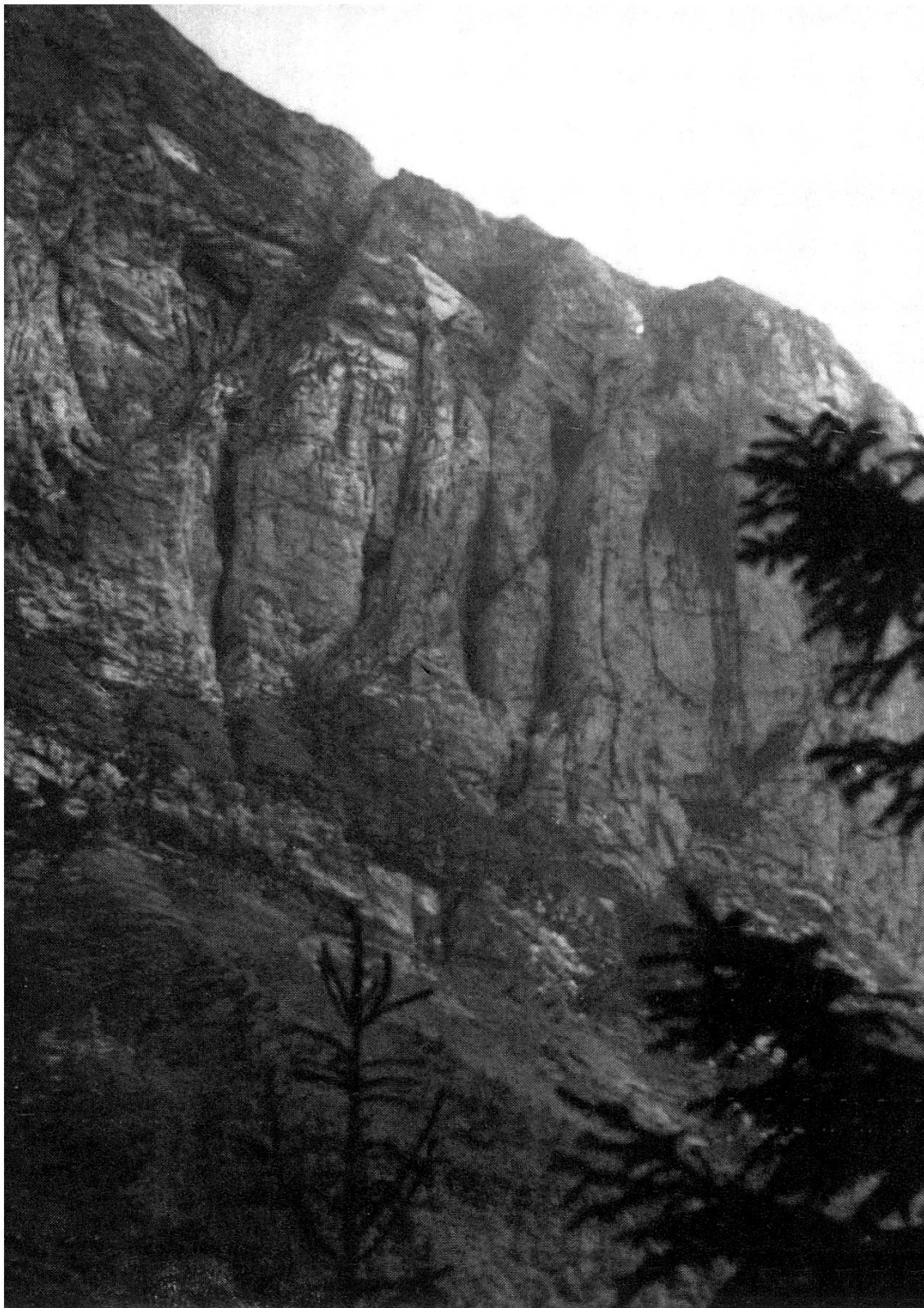
hatte), aus der Sennhütte in den windstillen, lauen Abend des Gebirges hinaustrat. Ich ging wie ein Traumleben ein. Zwischen grellen Lichtern, Finsternissen und Dämmerungen sah ich mich in einer Fremde verloren, die mit der gewohnten Welt keine Ähnlichkeit behält. Mein Fuß schien über Berggipfel zu schweben, und Berggipfel ragten in bleicher, undeutlicher Entfernung unter mir hervor. Die Felsklippen hatten sich neben mir in schwarze, gespenstige Riesengestalten verwandelt, von seltsamer Stellung. Die Luft, rein und geistig, wie ich sie hier mit tiefen Odemzügen eintrank, schien mein ganzes Inneres erfrischend zu durchfließen. In dem weiten Schweigen der überirdischen Nacht klangen von Zeit zu Zeit phantastische, aber liebliche Töne, als drängten sie von den Sternen her. Es waren die Hirten in entlegenen Alpen mit ihren Liedern. Ich lagerte mich auf das Moos eines Felsblocks; neben mir meine Begleiter. Der junge Äpler (unser Führer) entfernte sich einige Schritte von uns. Das Lied der Hirten reizte ihn, singend ihren melodischen Tönen zu antworten. Wir Glücklichen wußten nicht, daß wir den besten Sänger von allen Alpen des Pilatus bei uns hatten. Dieser Senne erhob jetzt die Stimme zum Gesang, das Antlitz von uns abgewandt gegen die breite und hohe Felsenmauer des Tomlishorns und Gemsmättlis. Aus der Brust hervorgepreßte, dem Jodeln ähnliche Töne, angenehm und rein durch sich selbst, wurden es noch mehr durch einfache, liebliche, launenhafte Melodien, welche der Sänger augenblicklichen Eingebungen zu danken schien.

Anfänglich machte er einen schönen Lauf von Tönen, wie die Alphirten oft pflegen. Er schien sich damit nur ankündigen zu wollen. Plötzlich brachen die Knaben bei der Sennhütte ihr Lied ab. Auch in den tiefern Alpen schwieg es. Man kannte in diesen Einsamkeiten seine Stimme. Man horchte auf Hans, dies war sein Name. Ich staunte nur über die gewaltige Höhe seiner Töne, und über die Reinheit derselben. Hans war ungefähr 25 Jahre alt. Nur Weiber- und Kastratenstimmen sind eines solchen Umfangs der Höhe mächtig, aber nicht solcher außerordentlicher Stärke.

Und nun hob er seinen Gesang an, so einfach, so rührend, daß ich nie etwas Ähnliches gehört zu haben glaubte. Der süße Klang seiner Stimme füllte das ganze Thal und verbreitete ein wunderbares, fabelhaftes Leben durch die stille Alpenwelt. Noch leuchteten in matter Röthe die höchsten Gipfel der Felsen. In den Klüften und Tiefen lag schwarze Nacht unter unsern Füßen. In falbem Schimmer, wie von Sternenschein, erschienen rätselhaft einzelne gebrochene Tannen und die Alphütten. Ich sah träumend die fremden Bilder. Der Gesang des Äplers verschönerte die schweigende Natur. Schwieger er, so fiel wie mit süßen Orgelklängen der Widerhall der Felsen ein, hell und deutlich, nach und nach abschwindend wie in Seufzern der Windharfe. Es schien ein Wettgesang der Oreaden (Bergnymphen) mit unserm Führer zu werden. Ein klares Echo tönte rasch von den Felsen des Gemsmättlis (im Osten der Bründlenalp), des Widderfeldes (direkt südlich gelegen) und des Tomlishorns (hinter dem Gemsmättli, doch noch 80 m höher), aber die Stimme des Widerhalls war noch weicher und reizender als die des Sängers. Dies Nachwirbeln der gesungenen Töne kann nur mit dem Klang des Chladnischen Euphons (des ‚Wohllauters‘, einer von dem Physiker Chladni 1790 erfundene Stab- oder Stangenharmonika) oder einer entfernten Harmonika verglichen werden.

Und wenn die Felsen schwiegen, sang der Äpler von neuem, bis er ermattete und das Echo ihn ablösete. Nur dies schien allein würdig zu seyn, mit ihm in Wett- und Wechselgesang treten zu dürfen. Alle Alpen waren weit umher verstummt; kein Lied scholl mehr; denn auch die fernsten Hirten horchten.

Seit ich diesen Gesang in den Alpen hörte, fand ich kein Concert der Städte mehr so schön. Der künstlerische Jargon der neuen Tonsetzer und die affektierten Sprünge, Läufe und Cadenzen unserer Bravoursänger, wie tief liegen sie unter dem einfachen Ton der Natur und unter deren Anmuth und Erhabenheit! Wie sind sie ohne Neuheit, und wie ängstlich durch bunte Ziererei die zauberische Gewalt über die Herzen zu ersetzen, welche ihnen fremd ist?



- 1 Die gewaltige Bründlenfluh, mit dem Dominikloch, deren Wände samt den ausgekehlten Höhlen als grandiose Resonatoren wirkten.

Zu den Abbildungen auf der Rückseite:

- 2 Die Überreste der Sennhütte auf der Bründlenalp, in welcher Heinrich Zschokke mit seinen Kameraden übernachtete.
- 3 Der Felsblock unweit der Hütte, auf welchem Zschokke mit seinen Kameraden nach dem Nachtmahls lagerte, um den zauberreichen Gesängen des stimmbegabten Senner, der ihr Führer war, zu lauschen.



2



3

Man glaube nicht, daß ich hier zu viel von dem Gesange des Alpenhirten und seiner Wirkung sage. Er setzte meine Begleiter in gleiche Begeisterung; und keiner von uns störte dieselbe durch leere Ausrufungen. Wir waren alle von unbekanntem Empfindungen überwältigt und schwiegen. Ich gestehe, keine Oper, kein Concert mit Catalinistimmen hat über mein Gemüth so großen Zauber ausgeübt als dieser Wechselgesang des Arion der Alpen mit den Geistern des Gebirges (natürlich nur in übertragenem Sinne gemeint! Arion war ein berühmter griechischer Sänger, der um das Jahr 600 v. Chr. lebte).

Dieser Äpler sang eigentlich keine Worte, sondern nur unartikulierte Töne. Ich bemerkte, daß, wenn wir ihm näher traten, er jedesmal schwieg und sich wieder von uns entfernte. Ich bat ihn endlich, in meiner Nähe zu singen. ‚Da nimmt sich’s nicht aus‘, sagte er. Und wirklich war’s so. Was in der Ferne lieblich ineinanderfloß für’s Ohr, waren in der Nähe einzelne, abgebrochene, aus zusammengepreßtem Organ hervorgestoßene Töne. Man hörte, man sah dem Sänger den Aufwand von Kraft an, deren er bedurfte, um den Widerhall der Felsen zu wecken. Durch mein lautestes Geschrei reizte ich nur einen schwachen, dumpfen Nachhall. Ein Richter würde gesagt haben, die Echo liebten nur den Hirten; nur seinen süßen wohlbekanntem Liedern erwiderten sie die ihrigen.

Da wir zur Sennhütte einkehrten in der Nacht, begrüßten ihn die Bewohner derselben und überhäufte ihn mit schmeichelhaftem Lobe. Da sangen die Hirten wieder bis gegen Mitternacht in andern Alpen . . . !»

*

Einer alten romantischen Neigung folgend, bin ich diesem Echo zuliebe im Sommer 1958 ebenfalls zur Bründlenalp hinaufgestiegen. Der unerfreuliche Zustand dieser Hochweide, ihr Verfall und die Zurückeroberung durch die Natur beeindruckten mich stark.

Angeregt von der stimmungsvollen Wiedergabe des Echo-Erlebnisses durch Heinrich Zschokke, versuchte ich ebenfalls, so wie

es seinerzeit mein berühmter Vorgänger tat, die Kraft und den eigenartigen Zauber dieses großartigen Gebirgswiderhalles zu erproben. Aber es erging mir nicht besser als Zschokke; was antwortete, war nur ein kläglicher, ziemlich armseliger Zuruf, ein disharmonischer Widerklang statt der erhofften orgelhaften Bergmusik!

Was der ehemalige helvetische Regierungskommissär nicht wußte, vielleicht nur ahnte, ist offenbar für das staunenswerte Echo auf der schattenhalb des Pilatusstockes gelegenen Viehweide in Anrechnung zu bringen: es gibt *auswählende* Echos! Sie antworten deutlich nur auf eine bestimmte Stimme und eine ziemlich genau umschriebene Höhenlage derselben. Ihnen kommt eine Art Wahlvermögen zu, indem sie beispielsweise nur weibliche Stimmen zur Wiedergabe bringen, die männlichen Baßtöne aber dem Verschlucktwerden anheimgeben. Das erinnert an eine bekannte optische Parallelerscheinung, wonach blaue Blumen, die sich in einer roten Vase spiegeln, beinahe farblos zur gedämpften Schau gelangen. Die physikalische Erklärung hiefür ist einfach. Die roten Lichtstrahlen sind Strahlen mit niederen Frequenzen; sie werden zurückgeworfen, die viel rascher schwingenden blauen Strahlen hingegen zum größten Teil verschluckt, was zu einem Auslöschen des Spiegelbildes führt.

Sehr liebenswürdig benehmen sich die *harmonischen* Echos, welche die Eigentümlichkeit zeigen, die Tonlage zu erhöhen. So wird von einer Schlucht im Seengebiet von Killarney auf der Insel Irland berichtet, in welcher der Geist eines schon längst verstorbenen Musikers jeden begleite, der dort das Waldhorn blase. Dieses *musikalische Echo* bringt die Töne um eine Oktave höher zurück, als sie gesendet worden. Dadurch wird es zur harmonischen Begleitung eines einfachen Hörnerklanges.

Mit einiger Befriedigung, in dieser wunderlichen akustischen Angelegenheit im heimatlichen Bereiche nicht ganz leer auszugehen, erinnern wir uns gerne an das *Echo am Eingang ins Oberholz*. Dort erhebt sich die Echolinde. Vielleicht ist dieselbe oder doch ihre Benennung ein Geschenk im Nachklang der Biedermeierzeit,

die sich liebend-romantischen Stimmungen hingab. Als Reflektor wirkt die Wand des nahen Waldrandes, welcher nach altem Glauben bloß die Kulisse neckischer Waldnymphen ist.

Als eine oft zitierte akustische Kuriosität ist das sogenannte «*Ohr des Dionysos*» in die Weltgeschichte eingegangen. Das Erlebnis eines lieben Lenzburger Kollegen erinnerte mich lebhaft an seine erstaunliche Wirksamkeit.

Es mag im Jahre 1912 gewesen sein, als der Erzähler (Herr Dr. E. Jörin) zwischen den schroffen, trutzig aufragenden Felswänden, die den schmalen, langgestreckten Fählensee im Appenzellerlande einengen, dahinwanderte. Wie es bei Einzelgängern etwa vorkommt, redete der einsame Bergwanderer laut vor sich hin. Doch, wie verblüfte und erschreckte es denselben, als plötzlich die Stimme eines unsichtbaren Berggeistes ertönte, der ihn äffte, ihm offenbar Angst machen wollte. Erst hinterher erkannte der erschreckte Hörer die eigene Stimme und die selber gesprochenen Worte!

Als eine Auszeichnung der Echos, besonders jener der Alpen, gilt ihre Vielsilbigkeit. Am Tomlishornweg auf dem Pilatus oben wird der Bergbesucher durch eine kleine Tafel extra auf ein solches ausgezeichnetes Echo aufmerksam gemacht. Je vielsilbiger ein Widerhall ist, desto mehr Ruhm wird ihm gespendet.

Von einem fabelhaften Echo weiß Mark Twain zu berichten. Er galt als ein ausgesprochener Echojäger. Sprach man an der betreffenden Stelle ein Wort, so antwortete es jedesmal die längste Zeit. Ein englisches Echo in Oxfordshire soll den Knall einer Pistole (über ein Tal hinweg) nicht weniger als zwanzigmal wiederholen.

Georg Thüerer, der feinsinnige Lyriker und weitherum bekannte ausgezeichnete Schriftsteller, kostete einst mit seiner Frau zusammen ein Bergecho so lange, daß es den beiden beinahe zu einem kleinen Verhängnis geworden wäre. Das in der Farben-seligkeit eines bunten Herbsttages von Wildhaus zum Säntis hinaufsteigende Ehepaar wurde unterwegs von dem Zauber des Echos so sehr beeindruckt und beglückt, daß es in einem zu das

geheimnisreiche Hallen, Nachhallen und Verklingen wachrief, sich die längste Zeit auch betören ließ. Dies dauerte so lange, bis die verspäteten Bergwanderer beinahe im Felsenwirrwarr der Aufstiegsroute sich verirrtten und nur mit Mühe endlich den befreienden Weg nach oben fanden. Hören wir den Dichter selbst:

«Schließlich hatte uns das Hin- und Herwandern oberhalb des Schafbodens zu einer Stelle geführt, wo man in der Felsenstille etwas vernahm, was wir bisher nur aus Sagen kannten, nämlich *ein siebenfaches Echo*, das wir eben immer und immer wieder wachriefen, um das Descrescendo bis zum leisesten Verhallen auszukosten . . .!»

Sind es nicht immer noch unsichtbare Geister, die aus verschwiegenen Felsgründen und dunkel schattenden Wäldern dem Menschen Geheimnisreiches zurufen, ihn überlisten, betören und verführen? Nach einer altgriechischen Sage liebte Pan die Waldnympe Echo mit aller Inbrunst, doch die spröde, unnahbare Jungfrau entzog sich immer wieder . . . Arkadien, das sonnige Bergland im nördlichen Peloponnes, war einst die Heimat leichtfüßiger, hauchzarter Oreaden. Sie haben ehemals manch schlichten, armen Hirtenknaben, der nach einem liebenden Herz sich sehnte, genarrt, heimlich gerufen und in die Irre gelockt . . .

Die Zauberwelt der Echos hat seit ältesten Zeiten ungezählte Menschen erfreut und geängstigt, an der Nase geführt und in Bangnis versetzt. Das Dasein und die Wirksamkeit ihrer akustischen Phänomene ist unvergänglich. Unsterblich wie das Echo lebt und waltet aber auch das Wort des großen griechischen Tragikers Euripides:

*«An den Bergen bricht sich der Schall,
Lebt der Widerhall!»*

Mathias Hefti-Gysi